

Streuobstwirtschaft

Aufbruch zu einem neuen sozial-ökologischen
Unternehmertum

Von Martin Barde und Lars Hochmann

Inhaltsverzeichnis

Prolog: Wirtschaft vom Kopf auf die Füße stellen

- 1 Mit Streuobstwirtschaft zu mehr Nachhaltigkeit?
 - 1.1 Praxis und Akteure
 - 1.2 Geschichte und Verschwinden
 - 1.3 Industrielle Naturbeherrschung
 - 1.4 Praktikerreflexion: Im Gespräch mit der Obst-Werkerei

- 2 Wirtschaft gibt es nicht
 - 2.1 Sein und Zuschreibung
 - 2.2 Ökonomie, Unternehmertum und kulturelle Praxis
 - 2.3 Praktikerreflexion: Im Gespräch mit der Obst-Werkerei

- 3 Natur gibt es nicht
 - 3.1 Vieldeutigkeit und Ideologie
 - 3.2 Natur und kulturelle Praxis
 - 3.3 Praktikerreflexion: Im Gespräch mit der Obst-Werkerei

- 4 Jenseits von Ökoromantik
 - 4.1 Hybride Gebilde und Hoffnungsträger
 - 4.2 Gelingensbedingungen und Fallstricke

- 4.3 Kulturelle Bildung und Naturerfahrung
- 4.4 Praktikerreflexion: Im Gespräch mit der Obst-Werkerei

- 5 Wirtschaft lebenswert gestalten!
- 5.1 Leben, Welt, Natur
- 5.2 Transformation aus der Nische
- 5.3 Praktikerreflexion: Im Gespräch mit der Obst-Werkerei

- 6 Glossar der Streuobstwirtschaft

Prolog: Wirtschaft vom Kopf auf die Füße stellen

Haben Sie sich schon einmal gefragt, was das eigentlich ist: Wirtschaft? Gibt es ein Ding oder eine Sache namens ‚Wirtschaft‘? Die Welt, in der wir leben, scheint jedenfalls übervoll von dieser ‚Wirtschaft‘ zu sein. Zumindest auf sprachlicher Ebene wird sie hierzulande und allenthalben regelrecht beschworen: Es gibt *Wirtschaftsteile* in Zeitungen und Zeitschriften, in denen in immer kürzeren Abständen von *Wirtschaftsskandalen* und *Wirtschaftsverbrechen* zu lesen ist; vor einem Jahrzehnt begann eine *Wirtschaftskrise*, über deren Beginn und Ende noch immer hitzig gestritten wird; unterdessen, und davon nicht ganz unabhängig, strömen wieder vermehrt *Wirtschaftsflüchtlinge* über die Kontinente; hierzulande sind seit Jahren die beliebtesten Studiengänge die *Wirtschaftswissenschaften*; in einigen Bundesländern Deutschlands wird gar über die Einrichtung eines Schulfaches *Wirtschaft* nachgedacht; und überhaupt: spätestens nach der Schule oder dem Studium ist die überwältigende Mehrheit junger Menschen doch bloß noch nach einem aus, nämlich einen Job zu finden in, richtig, der *Wirtschaft*. Gewiss: Unsere gegenwärtigen Arten und Weisen der Ernährung, der Kommunikation, der Mobilität, der persönlichen Lebensführung und des gemeinschaftlichen Zusammenlebens allgemein würde es ohne jene ‚Wirtschaft‘ in dieser Form vermutlich eher nicht geben. Zugegeben: Die Bewirtschaftung von Streuobstwiesen spielt dabei (noch) keine überragende Rolle.

Angesichts dieser gefühlten Allgegenwärtigkeit von ‚Wirtschaft‘ und der zeitgleichen Beschwörung der Gegenwart als ‚Wissensgesellschaft‘, die von ‚Akademisierung‘ geprägt sei und von ‚Innovationen‘ vorangetrieben werde, überrascht es eher, wie wenig wir in Wahrheit über die Offenheit und Vorläufigkeit unserer kulturellen Formen des Wirtschaftens zu sagen wissen. Es darf also überraschen, dass einerseits der Zukunftsentwurf einer sich permanent wandelnden Welt bedient wird, andererseits es jedoch unvorstellbar geworden zu sein scheint, dass ‚Wirtschaft‘ in Zukunft auch fundamental anders aussehen könnte.

Dabei ist es vermutlich gar nicht nötig, wie wir aus hanseatisch-unternehmerischen Gefilden zu kommen, um dieser Überraschung Raum zu geben. Dieses Staunen ist kein akademisches. In der Regel kann nach erfolgreichem Abschluss der Grundschule ungefähr jede Schülerin und ungefähr jeder Schüler Geschichten darüber erzählen, dass zu früheren Zeiten auf andere Weise gewirtschaftet wurde, dass industrielle Landwirtschaft, gentechnisch verändertes Saatgut und eingeschweißte und in Teilen gar geschnittene und entkernte Äpfel im Supermarkt in der Tendenz eher neuere Phänomene sind.

Dennoch hält ein gesellschaftspolitisches Narrativ von ‚Wirtschaft‘ die Gegenwart im tonlosen Würgegriff, das als Zwangsläufigkeit erzählt wird, als würde ‚Wirtschaft‘ eben nur so und gerade nicht anders sein können. Diese Sprachlosigkeit ist Ergebnis und Katalysator eines Umgangs mit ‚Wirtschaft‘, welcher diese der äußeren Gesinnung nach als objektive und eindeutige Tatsache adressiert und anruft: Beim Wirtschaften ginge es um Nützlichkeit, um Rationalität, um Gewinn, um Maximierung und darum, Verschwendung im Umgang mit knappen Ressourcen abzustellen. Die Sache scheint eindeutig gelagert zu sein. Doch es scheint nur so.

Denn inwieweit können wir nun tatsächlich verstehen, warum im Supermarkt nur die vier bis fünf immergleichen Apfelsorten angeboten werden, die es nicht nur das ganze Jahr lang gibt, sondern die sich auch das ganze Jahr lang in Form, Farbe, Konsistenz, Nährstoffen und dergleichen nicht großartig unterscheiden? Welche Politik und wessen Interessen werden gewahrt oder unterlaufen, wenn wir so tun, als wäre nur dies der eine richtige und alles andere nur zahllose falsche Wege, zu wirtschaften? Welche Möglichkeiten der gebildeten Bewertung dieser Beobachtung haben sich damit aufgetan? Inwiefern können wir nun jenseits von Plattitüden verstehen und erklären, warum diese Äpfel niemals an einem Apfelbaum gehangen haben, sondern an Sträuchern gewachsen sind? Wer schafft für wen welche Werte, wenn toxisch ummantelte Einfalt an die Stelle natürlicher Vielfalt tritt? Können wir unsere

wirtschaftliche Versorgung mit Lebensmitteln nun tatsächlich soweit verstehen, dass wir uns ein Urteil darüber bilden können, vielleicht gar neue Wege aufzutun können, die uns an Orte führen, an denen wir mit guten Gründen lieber wären? – Wir können es nicht.

Dieses Buch wäre bereits an dieser Stelle zu Ende, wenn wir über eine erfolgreiche *Bewirtschaftung* von Streuobstwiesen dieserart nachdenken wollten. Denn das Ergebnis wäre, dass das nicht geht und wir gut beraten wären, uns stattdessen dem weitaus rentableren industriellen Plantagenobstbau zuzuwenden. Wir verraten gewiss nicht zu viel, wenn wir direkt vorausschicken: So einfach ist die Angelegenheit zum Glück nicht. Denn schon ein flüchtiger Blick auf die zu Grunde gelegten Annahmen solcher Behauptungen gibt Einblick in die Unbrauchbarkeit. Vielleicht mag die Annahme homogener Güter für Automobile, Computer und Bleistiftanspitzer tragen, wenn es um Natur und Nahrungsmittel geht, ist sie hingegen nicht nur fahrlässig, sie ist auch falsch. Ein Apfel ist eben nicht beliebig austauschbar: seine Sorte, Anbaupraxis und -gebiet, die ihm nahestehende Flora und Fauna sowie vielerlei Aspekte mehr sind zu berücksichtigen, wenn wir verstehen wollen, was es bei der Bewirtschaftung im Obstbau zu verstehen gibt und gilt. Gerade deswegen kommen wir auch nicht umhin, unsere Erkundungen zu praktischen Zwecken über eine Reihe von theoretischen Einsichten zu führen.

Als Ökonomen – wir weisen uns als solche an dieser Stelle mit gemischten Gefühlen, aber getragen von Hoffnung und Lust aus – betreiben wir eine Disziplin, die sich in dieser Angelegenheit bislang nicht nennenswert durch hilfreiche Ratschläge hervorgetan hat. Eher bedeckt halten sich die Wirtschaftswissenschaften bereits auf Ebene der Zuständigkeit, wenn es also um die Frage geht, ob der Gegenstandsbereich ‚Streuobstwirtschaft‘ in das Ressort der Ökonomik fällt, sie also die kompetente und zuständige Ansprechpartnerin für Fragen der erfolgreichen Bewirtschaftung von Streuobstwiesen sei. Die im deutschsprachigen Raum historisch gewachsenen Selbstverständnisse der

Volkswirtschaftslehre als Nationalökonomie und der Betriebswirtschaftslehre als Industrieökonomie haben den Kreis mutmaßlich legitimer Gegenstandsbereiche arg beschnitten. Im Ergebnis wurden gesellschaftliche Felder des Wirtschaftens, die nicht oder noch nicht in das eigene Dogma passten, an die vermeintlich dafür zuständigen Disziplinen delegiert. Bisweilen wurden gar eigens dafür neue Disziplinen erfunden: Von der Land- und Ernährungswirtschaft über die Pflegewirtschaft bis hin zur Hauswirtschaft zeigt sich so, was intellektuell passieren kann, wenn Wissenschaft nicht länger am *Zustand der Welt*, sondern lediglich noch am *Stand der Literatur* arbeitet: Es entsteht ein abstrakter Denkstil, der nur mit toten Daten, nicht aber mit lebendiger Wirklichkeit operieren kann. Und wer immer Abstraktionen in der wirklichen Welt durchzusetzen versucht, terrorisiert sie. Wir nennen es nur anders: Die Rede ist dann von Rationalisierungen, von verschlankten Prozessen oder optimierten Verfahren.

An kaum etwas zeigt sich diese überhebliche Übergriffigkeit so deutlich wie an unserem (mutmaßlich wirtschaftlichen) Umgang mit Natur im Feld der Ernährung: Anbau von Monokulturen, Einsatz von Giftstoffen, Versiegelungen von Böden, Verschmutzung von Grundwasser – die Liste ließe sich regalwandfüllend ergänzen. Das dramatische ist: Diese industriellen Zurichtungen von Natur, die wir zu uns nehmen, uns einverleiben, rufen nicht nach Aufklärung, weil sie längst aufgeklärt sind. Doch ist es wirklich eine Notwendigkeit, dass Wirtschaft eben so ist und nicht anders? Ist ‚Wirtschaft‘ tatsächlich jener Spuk des Bösen? Müsste es nicht auch Formen und Weisen des Wirtschaftens geben, welche die Lebendigkeit von Natur achten, kultivieren, pflegen und bewahren, statt sie entlang von Kennzahlen einzuhegen und zu standardisieren, allzu häufig gar zu vernichten? Die gute Nachricht ist: Es gibt Grund zur Hoffnung, denn es gibt bislang eher stiefmütterlich behandelte Formen des Wirtschaftens, die diesem Anspruch gerecht werden. Mit einer von ihnen befassen wir uns in diesem Buch: nämlich den

Bedingungen der Möglichkeit einer erfolgreichen Bewirtschaftung von Streuobstwiesen.

Das führt zurück zu der eingangs aufgeworfenen Frage, was das eigentlich ist: Wirtschaft. Es sollte uns fassungslos machen, dass die Wirtschaftswissenschaften auch in dieser Hinsicht eher durch Sprachlosigkeit auffallen. *Ihr intellektueller Kurzschluss ist, Auskunft über ‚Wirtschaft‘ geben zu wollen, ‚Wirtschaft‘ selbst dabei jedoch immer schon vorauszusetzen.* Auf diesem Wege haben sich die akademischen Wirtschaftswissenschaften etwa seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein behagliches Nest errichtet, das institutionell an den Hochschulen und Forschungseinrichtungen zu einem Resonanzverstärker dessen geworden ist, was man ohnehin immer schon zu wissen glaubte: Beim Wirtschaften ginge es um Nützlichkeit, um Rationalität, um Gewinn, um Maximierung und darum, Verschwendung im Umgang mit knappen Ressourcen abzustellen. Böse Zungen könnten nun formulieren, dass der wirtschaftswissenschaftliche Hauptstrom der Gegenwart weite Teile seiner Zeit damit verbringt, sich über Ostereier zu freuen, die er zuvor selbst versteckt hat. Die tieferliegende Frage nach den Bedingungen dafür, überhaupt von ‚Wirtschaft‘ denken, reden, schreiben zu können, gerät hingegen gar nicht erst in den Blick. Doch sind es gerade diese gesellschaftlichen Voraussetzungen, die wir analysieren und verstehen lernen müssen, um unterscheiden zu können zwischen jenen Formen, zu wirtschaften, die wir hier und heute *achten*, und jenen Formen, zu wirtschaften, die wir hier und heute *ächten*. Wer einen praktischen Unterschied machen will, muss diese Unterscheidung treffen können.

Wenn wir diesen Gedanken weiterentwickeln, stoßen wir auf eine sehr einfache, aber nicht triviale Schlussfolgerung: *Die Wirtschaft* gibt es überhaupt nicht. Es existiert kein Ding und keine Sache namens ‚Wirtschaft‘. Es existieren lediglich zahllose kulturellen Praktiken der Herstellung, Versorgung, Produktion oder Beratung. Einige davon reflektieren und behandeln wir heute als Wirtschaft, andere hingegen als Freizeitgestaltung oder sonstwie. Die Bedeutungen ‚Wirtschaft‘ und

‚Wirtschaftlichkeit‘ sind nicht mehr als einstmals willkürlich in die Welt gesetzte und über die Zeit institutionalisierte Produkte der menschlichen Einbildungskraft. Es sind Imaginationen, von denen aus gewisse gesellschaftliche Phänomene als Wirtschaft in den Blick genommen werden und andere (noch) nicht.

Diese Einsicht ist wichtig; denn sie lässt uns erkennen, dass vieles, was wir alltäglich für selbstverständlich halten, in Wahrheit gar nicht notwendig ist. Sie gewährt uns einen Blick auf die Möglichkeiten, die bislang unbesehen in den Wirklichkeiten schlummern. Sie hilft uns, zu erkennen, dass die Welt so ist, wie sie erscheint, aber dass sie eben auch ganz anders möglich wäre, dass es Rillen und Adern in diesen versteinerten Verhältnissen gibt, in die wir unsere Brecheisen treiben können. Das ist, woran wir in diesem Buch arbeiten möchten: nämlich für die mögliche Vielfalt und Verschiedenheit von anderen kulturellen Praktiken des Wirtschaftens zu sensibilisieren. Das, worum es uns geht, ist nichts weniger als eine Rückgewinnung unserer menschlichen Würde und Mündigkeit als Befähigung, selbst zu denken und Wirtschaftsformen auf den Weg zu bringen, die weder uns noch die Welt, in der wir leben, bevormunden, unterjochen, zerstören.

Wirtschaft nun nicht schon von Beginn an voraussetzen, bedeutet in letzter Konsequenz, Wirklichkeit nicht als statischen und vorpraktischen Ruhezustand zu denken, sondern als eine politische Gemengelage, die es nur als *Vollzugswirklichkeiten* gibt. Wenn wir so über ‚Streuobstwirtschaft‘ nachdenken wollen, können wir das nicht *in abstracto* im Reich der Modelle tun. Wir müssen dort ansetzen, wo ‚Streuobstwirtschaft‘ passiert: wir müssen Akteure benennen, Praxis rekonstruieren, Perspektiven analysieren und Interessen bewerten. Denn wer von ‚Wirtschaft‘ spricht, darf über ‚Unternehmen‘ nicht schweigen. Es braucht den Blick auf die konkrete Praxis. Von daher gilt auch umgekehrt: Wer von Unternehmen nicht reden will, sollte auch von Wirtschaft schweigen.

Insofern es ohnehin schwierig ist, zurück zu schreiten, halten wir die in diesem Zusammenhang häufig vernehmbare Start-Up-Rhetorik von *Vorwärts!* für eine ziemliche Hülse. Es geht uns nicht darum, irgendwie voran zu schreiten, es geht uns darum, von nun an *bestimmte* Dinge auch tatsächlich anzugehen, sich die Hände wieder schmutzig zu machen, statt nur abstrakt darüber zu sinnieren. Damit ist nur auf eine andere Weise formuliert, dass ein neues sozial-ökologisches Unternehmertum in einem ausgesprochen deutlichen Sinne des Wortes wichtig wird.

In diesem Sinne sind wir hier angetreten, auf die Füße zu stellen, was zulange auf dem Kopf gestanden hat. Die gute Nachricht ist: Eine andere, eine bessere Wirtschaft und auch Wirtschaftswissenschaft sind noch immer möglich und können auch tatsächlich möglich gemacht werden. Schauen wir uns die Sache genauer an!

*

Dieses Buch steht für etwas. Es steht praktisch für ein neues Unternehmertum, programmatisch für eine neue Unternehmens- theorie und politisch für ein neues Spektrum an lebenswerten Weltverhältnissen. Und es steht letztlich auch sehr persönlich für den Versuch, drei bestehende Stränge zu einem neuen, gemeinsamen Faden zu spinnen: Unsere Dissertationsschriften zu Streuobst und ökonomischen Naturverhältnissen sowie jüngste Überlegungen zum Nutzen und Nachteil ökonomischer Denkstile für das Leben.

Im Verlauf der Untersuchung wollen wir uns selbst theoretisch ernst nehmen und nicht von ‚Streuobstwirtschaft‘ sprechen, uns aber über ‚Streuobstunternehmen‘ ausschweigen. Denn auch eine Streuobstwirtschaft gibt es nicht. Es gibt gleichwohl Menschen, die auf spezifische Weise Streuobstwiesen bewirtschaften. Sie und ihre Praxis zu analysieren, bedeutet nicht, ewig und allgemein gültige Tools zu entwickeln. Es kann jedoch bedeuten, der Fantasie Futter zu geben und Ratschläge bereit zu halten, worauf dabei insbesondere zu achten ist. In diesem

Sinne geht es uns darum, Begriffe bereitzustellen, die dazu befähigen, diese Welt aus den Angeln zu heben, Verhältnisse im Obstbau umzustürzen, deren Umsturz längst überfällig ist, aber auch Verhältnisse im Obstbau zu bewahren, deren Bewahrung uns ein Anliegen sein sollte.

Aus diesem recht politischen Grund reden wir nicht nur *über* Streuobstunternehmen, wir reden auch *mit* einem: Jedes Kapitel endet mit einer Praktikerreflexion auf die behandelten Inhalte. Unser Gesprächspartner ist die Obst-Werkerei, ein junges Streuobstunternehmen aus Schleswig-Holstein, das von Martin und Meike Barde 2018 gegründet wurde und das in der Region um Lübeck mehrere Streuobstwiesen mit bald tausend Obstgehölzen auf den Weg gebracht hat und erfolgreich bewirtschaftet. Diese Praktikergespräche illustrieren die Zusammenhänge nicht nur. Sie führen auch recht deutlich vor Augen, dass Theorie nicht zwangsläufig bedeutet, auf größtmöglichen Abstand zu den wirklichen Problemen der wirklichen Menschen in der wirklichen Welt zu gehen. Im Gegenteil kann Theorie sogar ausgesprochen praktisch sein, wenn wir sie als ‚gebildete Beschwerde‘ betreiben, die den wirklichen Problemen der wirklichen Menschen folgt.

Solche kritische Theorie ist nicht einfach Nörgelei oder Besserwisserei. Sie ist auch nicht destruktiv, kontra, anti und einfach dagegen. Sie ist kritisch im gleichen Sinne, wie Literatur-, Film- oder Restaurantkritiken kritisch sind. Auch diesen Kritiken geht es nicht darum, Literatur, Filme oder Restaurants abzuschaffen, sondern für deren Qualität einzustehen. Kritik ist nicht in erster Linie gegen etwas, sondern steht für etwas. Es geht darum, dass Wirtschaft (Literatur, Filme, Restaurants, ...) eben nicht beliebig ist, dass die dort tätigen Akteure nicht einfach alles so machen dürfen, wie sie es selbst für richtig halten, sondern ökonomische Praxis einer wissenschaftlichen Problematisierung Stand halten muss. Wir betreiben aus dieser Haltung heraus kritische Wirtschaftswissenschaft, gerade weil wir der Überzeugung sind, dass Wirtschaft wichtig ist, dass bestimmte Formen des Wirtschaftens einen Beitrag dafür leisten können, diese Welt

besser zu machen. Die nachhaltige Bewirtschaftung von Streuobstwiesen ist dabei nur ein Anfang.